

Jody Hedlund

Weil du
mich hältst



Kapitel 1

New York

September 1859

Sophie Neumann schmiegte ihre Wange an Dannys Brust.

Seine Arme schoben sich besitzergreifend um sie. »Du bist jetzt mein Mädchen. Mein Bowery Girl.«

Bowery Girl. Dieser Name sollte Sophies Herz eigentlich vor Freude höher schlagen lassen. Doch sie zitterte nervös.

Danny neigte den Kopf und drückte ihr einen Kuss auf den Hals. Obwohl es schon weit nach Mitternacht war, empfand sie das in der schwülen Hitze der Großstadtluft als besonders unangenehm. Die Feuchtigkeit verstärkte den schweren Biergeruch in seinem Atem und auch den beißenden Geruch des Bärenfetts in der Pomade, die er in seine Haare kämmte.

Vorsichtig legte sie den Kopf noch mehr in den Nacken, um diesem Übelkeit erregenden Geruch auszuweichen, und drückte die Augen zu. Dabei versuchte sie, seine Berührung als angenehm zu empfinden. An den letzten Abenden hatte sie Dannys Küsse und seine Zärtlichkeit genossen. Das wäre heute bestimmt nicht anders. Sie müsste nur Geduld haben, dann würden sich die angenehmen Gefühle schon einstellen.

Immerhin war er Danny Sullivan, der Kopf der Dry Bones und einer der Anführer der Bowery Boys. Er trug die übliche Kleidung der Straßenbande: einen langen schwarzen Gehrock, ein rotes Hemd, eine dunkle Hose, polierte Stiefel und einen Zylinder. Und er trug sein Haar genauso wie die anderen Bowery Boys: hinten kurz geschnitten und an den Seiten Haarlocken, die bis übers Ohr gingen.

Obwohl sich seine Kleidung und seine Frisur nicht von denen

der anderen Bandenmitglieder unterschieden, war er eindeutig der attraktivste Mann in der Bowery Street. Sie staunte immer noch, dass Danny ausgerechnet sie wollte, wo sich doch so viele andere Frauen um seine Aufmerksamkeit bemühten. Er hatte sich sogar mit zwei anderen Bowery Boys geprügelt, um sie zu bekommen.

Natürlich hatte sie sich für die anderen Männer nicht wirklich interessiert. Eigentlich hatte sie kein Interesse gehabt, sich überhaupt auf einen Mann einzulassen. In den letzten zwei Jahren hatte sie nie eine feste Bleibe gehabt. Sie war ständig von einem Heim zum nächsten gezogen und hatte nie Zeit gehabt, Beziehungen aufzubauen, da sie sich mit ganzer Kraft darauf konzentrierte, sich um Olivia und Nicholas zu kümmern.

Aber vor einem Monat hatte sich alles geändert, als eine Leiterin im Jugendheim Anna erklärt hatte, dass sie zu alt sei, um noch länger im Heim wohnen zu können. Anna war Sophies einzige Freundin im Heim gewesen. Als Anna ihre zerlumpte Tasche mit ihren wenigen Habseligkeiten gepackt hatte, hatte sie Sophie angefleht, mit ihr wegzugehen, und ihr versichert, dass sie bei ihrer Schwester, Mollie, wohnen könnten. Als die ein Baby bekommen hatte, war Mollie aus dem Bordell, in dem sie vorher gewohnt hatte, ausgezogen und hatte jetzt eine kleine Wohnung.

»Wir sind alt genug, um uns eine Arbeit zu suchen«, hatte Anna argumentiert. »Wir können Hausmädchen in einem dieser eleganten, vornehmen Häuser in der Fifth Avenue werden.«

»Von dieser Arbeit haben wir doch gar keine Ahnung«, hatte Sophie eingewandt.

»Dann arbeiten wir eben in einer Fabrik oder in einer Näherei.«

Sophie erinnerte sich noch sehr gut an die Näherei, in der ihre Mutter und ihre Schwestern gearbeitet hatten. Es gab sehr viele solche Nähereien in den überfüllten Mietskasernen an der East Side. Obwohl Sophie noch zu jung gewesen war, um wie der Rest ihrer Familie zu nähen, erinnerte sie sich noch lebhaft daran, wie

verschwitzt und müde ihre Mutter und ihre Schwestern immer nach Hause gekommen waren. Zwölf Stunden hatten sie täglich schuften müssen. Männerwesten hatten sie genäht und ihre Finger waren von der Farbe, mit der die vorgeschnittenen Stoffteile gefärbt gewesen waren, ganz blau gewesen.

Aber Sophie hatte nie nähen gelernt. Sie konnte nicht einmal einen Knopf annähen. Selbst wenn sie und Anna eine Arbeit als Näherinnen finden würden, war die Bezahlung dermaßen gering, dass sie davon kaum würden leben können. Selbst wenn sie bei Annas Schwester wohnten. Schließlich musste sie sich auch noch um Olivia und Nicholas kümmern.

Trotz ihrer Vorbehalte hatte Sophie eingewilligt, zu Annas Schwester in deren winzige Wohnung in der Mulberry Bend zu ziehen. Die zwei Zimmer, die sie mit Mollie und drei anderen Frauen und deren Kindern teilten, waren für so viele Menschen viel zu klein. Aber wenigstens hatten sie ein Dach über dem Kopf.

Aber wenn sie jetzt Danny Sullivans Bowery Girl war, würde er sich um sie kümmern und nicht zulassen, dass ihr etwas zustieß.

»Du bist so schön«, flüsterte er mit rauer Stimme.

Mit ihren langen blonden Haaren und hellblauen Augen hatte sie schon immer die Aufmerksamkeit der Jungen erregt. Aber bis vor wenigen Monaten war sie klein und dünn gewesen und hatte vorgeben können, sie sei viel jünger. Im letzten halben Jahr war sie jedoch gewachsen und hatte die Figur einer Frau bekommen. Das hatte es viel schwerer gemacht, den Waisenhausmitarbeitern vorzumachen, sie wäre erst zehn oder zwölf.

Im Kinderheim hatte sie angegeben, sie wäre 15, obwohl sie bald 18 werden würde. Die Heimmitarbeiter hatten ihr geglaubt, aber sie wusste, dass die Tage, in denen sie mit Olivia und Nicholas im Kinderheim unterkam, bald vorbei wären. Die Mitarbeiter würden ihre Lügen, was ihr Alter betraf, durchschauen und sie genauso zwingen, das Heim zu verlassen, wie sie es bei Anna gemacht hatten. Das war ein weiterer Grund, warum sie sich entschieden hatte, bei Anna und ihrer Schwester zu wohnen.

Dannys Lippen bewegten sich suchend über ihren Hals, dabei glitt seine Hand auf ihrem Rücken tiefer nach unten. Zu tief.

»Danny, hör auf.« Sie stieß gegen seine Brust, versuchte aber trotzdem, dabei unbeschwert und verspielt zu klingen.

»Du gehörst jetzt mir«, sagte er atemlos. »Und ich will dich haben.«

Ich will dich. Diese Worte hallten in ihrem Kopf wider und erwärmten ihr Herz. Wie lange war es her, dass jemand sie wirklich gewollt hatte?

Natürlich, Olivia und Nicholas wollten und brauchten sie. Aber da sie erst fünf und drei Jahre alt waren, war das nicht anders zu erwarten.

Aber sie wollen? Sie wirklich wollen? Sie konnte sich an keine Zeit in ihrem Leben erinnern, in der irgendjemand sie wirklich gewollt hätte. Sie war meistens nur eine Last gewesen. Für ihren überarbeiteten Vater, nachdem sie aus Deutschland ausgewandert waren, für ihre kranke Mutter, bevor sie gestorben war, und für ihre älteren Schwestern, als sie keine Arbeit und kein Dach über dem Kopf gehabt hatten. Selbst in den letzten beiden Jahren, die sie in Boston gelebt hatte und seit Kurzem wieder in New York City, hatte sie sich in den überfüllten Waisenhäusern, in denen es viel zu wenig Personal gab, nur als Last gefühlt.

Dass auf einmal jemand da war, der sie wollte, war für sie eine neue Erfahrung.

Sie entspannte sich in Dannys Armen. Es war doch sicher nichts falsch daran, wenn sie ihm erlaubte, sie heute Abend zu berühren? Schließlich hatte er öffentlich erklärt, dass sie sein Mädchen und für alle anderen tabu sei.

Sie verdrängte die Schuldgefühle, die sich in ihrem Gewissen regten, obwohl sie in den letzten zwei Jahren alles getan hatte, um ihr Gewissen zum Schweigen zu bringen. Inzwischen verstand sie es ganz meisterhaft, ihre Schuldgefühle zu verdrängen. Trotzdem machte es sie verlegen, dass Danny sie berührte. Bei dem grellen gelben Licht, das aus dem *Green Dragon* fiel, könnten die anderen

Bandenmitglieder, die in der engen Gasse hinter dem Tanzlokal herumlungerten, sehen, was Danny mit ihr machte.

Ganz in der Nähe umarmten Anna und Mugs sich und küssten sich leidenschaftlich. Im Schatten gab es noch andere Paare, die sich eng aneinanderschmiegen. Das war hier normal und natürlich; es wurde sogar erwartet.

Lieber hier draußen im Dunkeln als im Saloon mit den vom Zigarettenrauch geschwärzten Wänden, klebrigen Böden und kapputten Stühlen, wo ihr bei dem beißenden Geruch von gepökelten Schweinefüßen immer ganz übel wurde. Noch schlimmer waren die Mädchen, die auf der Bühne tanzten. Sie drehten sich im Kreis, hoben ihre Röcke und zeigten ihre Seidenunterröcke und noch mehr. Die Männer sollten auf keinen Fall meinen, sie wäre eine Tänzerin. Als sie auf Dannys Schoß gesessen hatte, während er getrunken und Karten gespielt hatte, hatte sie sich viel zu viele unverschämte Kommentare und Blicke gefallen lassen müssen.

Dannys Atem wurde schwerer und seine Küsse drängender.

Vor Sophies geistigem Auge tauchte das Bild von Mollie und ihrem Baby auf. Und die Gesichter der anderen beiden Frauen, die mit ihren Kindern in Mollies Wohnung wohnten. Keine von ihnen war verheiratet. Keine von ihnen hatte ursprünglich vorgehabt, alleinerziehende Mutter zu werden. Und keine von ihnen hatte sich vorstellen können, Prostituierte zu werden.

»Danny, nein.« Sophie wand sich in seinen Armen.

Aber er ließ sie nicht los, sondern hielt sie nur noch fester.

Sie wehrte sich gegen ihn. »Ich habe dir gesagt, dass ich warten will, bis ich verheiratet bin.«

»Du willst doch nur mit mir spielen«, knurrte er in ihr Ohr.

Ein spürbarer Ärger regte sich in ihr und trat an die Stelle der angenehmen Gefühle. »Ich habe immer vorgehabt, bis zur Ehe zu warten.«

Auch wenn ihre Erinnerungen an ihre Mutter und ihren Vater immer mehr verblassten, war ihre Erziehung nach wie vor tief in ihr verwurzelt. Und auch wenn sie ihren Glauben vor langer Zeit

verloren hatte, wehrte sich etwas in ihr immer noch dagegen, die Suche nach Gott ganz aufzugeben.

Als er endlich merkte, dass ihr Widerstand nicht gespielt, sondern ernst war, hörte Danny auf, sie zu bedrängen. Leise fluchte er. Dann zog er leicht den Kopf zurück und lockerte seinen Griff, ließ sie aber nicht ganz los.

Sie wartete darauf, dass er noch etwas sagen würde, dass er wütend werden würde oder sie wegen ihres Standpunkts sogar verhöhnen würde. Immerhin war er ein Bowery Boy – hart und gefährlich und entschlossen. Als Anführer hatte er einen Ruf zu verteidigen und er war es gewohnt zu bekommen, was er wollte. Lange kannte sie ihn noch nicht, aber sie hatte bereits erlebt, wie gewalttätig er werden konnte, wenn er sich provoziert fühlte.

Doch statt wütend zu werden, legte er seine Stirn an ihre und schwieg.

Aus dem Tanzlokal drangen die schiefen Töne eines Klaviers. Die Musik vermischte sich mit dem Weinen eines Babys aus einem offenen Fenster und den wütenden Schreien eines eskalierenden Streits. Diese Geräusche waren hier so selbstverständlich, dass sie sie fast nicht mehr hörte. Den Gestank aus den überquellenden Mülltonnen am Ende der Gasse nahm sie auch kaum noch wahr. Wenn man wie sie schon unzählige Male obdachlos gewesen war, empfand man das harte Leben auf der Straße irgendwann als normal.

Danny drückte ihr einen Kuss auf die Nasenspitze. »Also gut, Engel. Wir warten.«

»Du bist nicht enttäuscht?«, fragte sie.

»Ich wusste von Anfang an, dass du so unschuldig bist wie ein Baby.« Er zog sie wieder näher an sich heran. »Schön und unschuldig.«

»So unschuldig bin ich auch wieder nicht.« Sie wusste nicht genau, warum sie seine Worte ärgerten. Aber in der Familie war sie immer wie ein Baby behandelt worden. Alle hatten versucht, sie vor Problemen zu behüten, alle hatten gedacht, sie wäre noch

zu klein, um zu verstehen, was mit ihnen geschah, alle hatten ihr besorgtes Flüstern unterbrochen, sobald sie ins Zimmer gekommen war.

Aber sie war kein Baby mehr. Das war lange vorbei. Sie hatte vor der Entscheidung gestanden: erwachsen werden oder aufgeben. Um zu überleben, hatte sie Dinge tun müssen, die ihre Schwestern enttäuschen würden. Daran erinnerte sie sich nur ungerne, denn diese Dinge drohten ihre mühsam vergrabenen Schuldgefühle freizusetzen.

Danny strich mit seinen Lippen über ihre Wange. »Du bist ein Engel. Mein schöner Engel. Wenn du willst, können wir es so machen, wie es sich gehört. Wir heiraten.«

Heiraten? Sie zog den Kopf weit genug zurück, um sein Gesicht sehen zu können. War das sein Ernst?

Ein Lichtschein aus dem Saloon fiel auf sein Gesicht. Sie konnte sein schiefes Grinsen sehen. »Was? Glaubst du mir nicht?«

»Vielleicht. Vielleicht auch nicht.« Sie hatte ihn erst vor zwei Wochen kennengelernt. Seit dem Abend, an dem Anna sie aus Mollies Wohnung geschleppt hatte, um ihre Freiheit zu feiern. Zuerst hatte Sophie Olivia und Nicholas nicht allein lassen wollen. Aber Anna hatte ihr versichert, dass den Kindern nichts passieren würde, dass sie friedlich schlafen und nicht einmal merken würden, dass sie fort waren. Schließlich ließen Mollie und die anderen Frauen ihre Kinder die ganze Nacht allein, wenn sie an den Straßenecken und in den Bordellen der Bowery Street arbeiteten.

Waren zwei Wochen lange genug, um zu entscheiden, ob sie Danny heiraten wollte?

»Meine Mutter liegt mir ständig in den Ohren, dass ich mir ein nettes Mädchen suchen und heiraten soll«, sprach er weiter. »Sie sagt, dass ich auch nicht jünger werde.«

Wenn sie ihn heiratete, hätte sie keine Wohnungsprobleme mehr. Sie war froh, dass Mollie so nett war und sie und Anna noch nicht aus der Wohnung geworfen hatte, weil sie nichts zur Miete beisteuerten. Aber Sophie wusste, dass das kein Dauerzu-

stand war. Mollie kämpfte genauso wie sie alle ums Überleben. Früher oder später musste die junge Prostituierte jemanden finden, der sich an der Wohnungsmiete beteiligte, und dann wäre Sophie wieder obdachlos.

Es sei denn, sie heiratete Danny. Dann hätte sie endlich ein Zuhause.

Wie lange war es her, seit sie einen Ort gehabt hatte, den sie wirklich ihr Zuhause hatte nennen können? Vermutlich war die winzige Wohnung über Vaters Bäckerei eine Art Zuhause gewesen. Aber sie hatten dort nicht sehr lange gewohnt, da ihr Vater kurze Zeit später an einem Herzinfarkt gestorben war.

»Also, was sagst du?«, fragte Danny. »Heiraten wir?«

Sophie zögerte. Was war mit Olivia und Nicholas? Wäre Danny bereit, sie auch bei sich aufzunehmen? Das bezweifelte sie. »Das ist wirklich ein nettes Angebot«, begann sie.

»Nett?«, fragte er ungläubig und wurde etwas lauter. Die Muskeln in seinem Kinn wurden hart. Er wollte einen Schritt von ihr weggehen und war von ihrer Antwort, die er als Absage verstand, sichtlich beleidigt. Aber sie hielt seinen Arm fest.

»Ich muss mich um meinen kleinen Bruder und meine kleine Schwester kümmern«, sagte sie schnell, um seinen verletzten Stolz zu besänftigen. »Ich kann die beiden nicht im Stich lassen.«

»Mir ist zu Ohren gekommen, dass die beiden gar nicht deine richtigen Geschwister sind.«

Sie stieß gegen Dannys Brustkorb und schob ihn hart von sich weg. Wie immer, wenn irgendjemand andeutete, dass Olivia und Nicholas nicht ihre Geschwister waren, reagierte sie sehr vehement. »Sie gehören zu mir. Und wenn du mich willst, musst du sie auch wollen.« Unnachgiebig schob sie das Kinn vor und bedachte ihn mit einem finsternen Blick.

Er schaute sie ebenfalls finster an. Doch dann verzogen sich seine Lippen zu einem Grinsen. »Du bist wirklich hartnäckig.«

Sie zuckte die Achseln. Wahrscheinlich war sie das wirklich.

Bevor sie wusste, wie ihr geschah, packte er ihren Arm und

zog sie so fest an sich, dass es fast wehtat. Er legte einen Arm hart um sie und drückte unsanft seinen Mund auf ihren. Der Kuss – falls man es überhaupt so nennen konnte – war schmerzhaft, fast wie eine Bestrafung. Und auch als er ihren Mund wieder freigab, blieb sein Griff um ihren Arm hart und schmerzhaft. »Mir gefällt eine Frau, die weiß, was sie will«, flüsterte er ihr ins Ohr. »Aber vergiss nie, wer das Sagen hat.«

Sie antwortete ihm nicht. Ihr gefiel sein Verhalten nicht, dass er ihr absichtlich wehtat. Aber sie war klug genug zu wissen, wann sie den Mund halten musste.

Er lockerte seinen Griff und strich ihr mit der Hand zärtlich über die Wange. »Mach dir keine Sorgen, Engel. Zwei kleine Kinder stören mich nicht, solange sie mir nicht in die Quere kommen.« Seine Finger auf ihrer Wange waren klebrig und feucht. Am liebsten hätte sie seine Hand weggeschlagen, aber sie spürte, dass sie ihn an diesem Abend weit genug getrieben hatte. Wieder drückte er seinen Mund auf ihre Lippen. Dieses Mal war sein Kuss zärtlich. Dabei versuchte sie, etwas für ihn zu fühlen und die Warnung, die in ihrem Kopf widerhallte, zu ignorieren. Sie wollte sich einreden, dass sie ihn mochte und ihn heiraten wollte. Aber das einzige Gefühl, das sich in ihrer Brust regte, war Hoffnungslosigkeit. Dieses Gefühl meldete sich sehr oft, aber im Gegensatz zu den Schuldgefühlen konnte sie es nicht wegsperren. Es kam immer wieder und ließ sich nur schwer verdrängen.

»Was hältst du davon, wenn wir nächste Woche heiraten?«, flüsterte Danny.

So schnell? Fast hätte sie diese Worte laut ausgesprochen, aber sie schluckte sie gerade noch hinunter. Tatsache war, dass sie ihn brauchte. Er war vielleicht nicht der perfekte Mann. Er war vielleicht auch nicht der Typ Mann, wie sie ihn sich erträumte, aber er war gut genug. Immerhin mochte er sie. Er wollte sie und fand sie schön. Jedenfalls behauptete er das. Als Metzger hatte er eine feste Arbeit. Er würde ihr ein Zuhause geben und hatte angeboten, Olivia und Nicholas bei sich aufzunehmen. Was wollte sie mehr?

»Einverstanden«, sagte sie. »So machen wir es. Wir heiraten nächste Woche.«

Er grinste, nahm sie in die Arme und hob sie vom Boden hoch. Er wollte sie gerade um sich herumwirbeln, als ihn das Läuten einer Glocke in der Ferne abrupt innehalten ließ.

Feueralarm. Die Glocke war die Aufforderung an alle Mitglieder der freiwilligen Feuerwehr, so schnell wie möglich zu kommen.

Dannys Miene wurde hart. Er stellte sie auf den Boden und lief davon. Alle Gedanken ans Heiraten waren mit einem Mal vergessen.

»Mugs und ich bewachen den Hydranten«, rief er den Bowery Boys zu, die aus den Schatten der Gasse auftauchten. »Ihr anderen holt den Spritzenwagen und ruft alle zusammen.«

Die Männer liefen los, um Dannys Anweisungen zu befolgen, während ihm Mugs half, eine Mülltonne umzudrehen und den Inhalt auf die Straße zu kippen. Mit der leeren Tonne rannten sie aus der Gasse hinaus.

Sophie hatte zugesehen, wie Dannys Gruppe, die Dry Bones, letztes Wochenende ein Feuer gelöscht hatte. Die Flammen hatten eine Hütte in einer Gasse erfasst, in der viele Menschen gewohnt hatten, die zu arm waren, um sich eine Wohnung in einer Mietskaserne leisten zu können. Die Hütte war aus Abfallbrettern und Metallresten zusammengestückelt gewesen und war nicht so wertvoll gewesen, dass man sie hätte retten müssen. Aber die freiwillige Feuerwehr hatte versucht zu verhindern, dass sich das Feuer auf die umliegenden Mietskasernen und Geschäfte ausbreitete.

»Komm, wir schauen zu!«, sagte Anna aufgeregt. Ihre dunklen Haare und Augen bildeten einen starken Kontrast zu Sophies hellem Teint. Sie packte Sophie an der Hand und zog sie hinter Danny und Mugs her.

Sophie kam aufgeregt mit. Beim letzten Brand hatte sie fasziniert zugesehen, wie die Männer mit ihrem Spritzenwagen

gekommen waren. Sie hatten die ledernen Schläuche schnell abgerollt und an einem kleinen Pfosten auf der Straße angeschlossen. Aus diesem Hydranten kam Wasser. Mithilfe der Schläuche konnte ein Feuer viel leichter gelöscht werden als mit den Wassereimern, die immer noch in einigen Gegenden benutzt wurden, wo es keine Hydranten gab.

Während Sophie und Anna durch die Bowery Street liefen und versuchten, mit Danny und Mugs mitzukommen, wurde es auf der Straße lauter und voller, je mehr sie in die Nähe des Feuers kamen. Sophie ließ sich von Anna führen, während sie sich einen Weg durch die Leute bahnten, die gekommen waren, um dem Spektakel beizuwohnen. Es waren hauptsächlich Männer ohne Hut und halb bekleidete Frauen, die aus den Kneipen und Bordellen strömten, um zu sehen, was hier los war.

Der helle Feuerschein war über den Dächern zu sehen, und als sie um eine Straßenecke bogen, erschrak Sophie. Ein zweigeschossiger Saloon brannte. Aus den Fenstern im Erdgeschoss loderten die Flammen. Die Gäste standen in sicherem Abstand draußen. Einige gafften, als wären sie Zuschauer bei einem Hundekampf. Andere wagten es, noch einmal hineinzulaufen, um so viel wie möglich zu retten.

Nur zehn Schritte von der Straßenecke entfernt stand ein Hydrant. Danny und Mugs drehten die leere Mülltonne um und stellten sie über den Wasseranschluss. Als die Tonne den Hydranten bedeckte, sprang Danny auf den flachen Tonnenboden und setzte sich darauf.

Warum blockierte er den Hydranten, statt ihn aufzuschrauben, damit die Schläuche, die bald eintreffen würden, so schnell wie möglich angeschlossen werden konnten? Wenn sie nicht schnell handelten, würde sich das Feuer auf das erste Stockwerk des Gebäudes und vielleicht auch auf die anderen Geschäfte ausbreiten. Jedes Feuer, egal, ob es klein oder groß war, hatte das Potenzial, eine ganze Stadt einzuäschern, da viele alte Gebäude aus Holz und nicht aus Ziegelsteinen gebaut waren.

Aus der anderen Richtung rückte eine Gruppe Männer mit Feuerwehrhelmen und einem Spritzenwagen schnell näher.

»Die Roach Guards!«, rief Mugs Danny zu.

Danny nickte, warf die Schultern zurück und legte die Finger um den Knüppel an seinem Gürtel. Mugs hatte ein Bleirohr ergriffen und hielt es kampfbereit hoch.

»Das verstehe ich nicht«, sagte Sophie zu Anna, die neben ihr stand. »Was ist hier los?« Jeder in der Stadt kannte die Namen der Gangs. Die Roach Guards waren eine starke irische Straßenbande und ein großer Rivale der Bowery Boys. So viel wusste Sophie.

Sie konnte sich noch gut an die Straßenkämpfe von 1857 erinnern, die jetzt als »Dead Rabbits Riot« bezeichnet wurden. Vor zwei Jahren war es in ganz Manhattan zu massiven Bandenkriegen, Plünderungen und Vandalismus gekommen. Sie hatte damals in Miss Pendletons Missionsstation in der Siebten Straße gewohnt. Es war der letzte Sommer gewesen, in dem sie mit ihren Schwestern zusammen gewesen war. Während sie im Haus in Sicherheit gewesen waren, hatten die Banden einen Straßenkrieg geführt, der erst beendet worden war, als die Nationalgarde und die Polizei massiv eingegriffen und Verhaftungen vorgenommen hatten.

»Die Dry Bones nehmen den Hydranten für sich in Anspruch«, sagte Anna. Im Schein der Flammen funkelten ihre leuchtend braunen Augen. Sie hatte ein überaus hübsches Gesicht und war fasziniert von dem Spektakel. Ein paar Zentimeter größer als Sophie strahlte sie eine wilde, ungezähmte Schönheit aus. »Sie beanspruchen das Recht, das Feuer zu löschen, und bekämpfen die anderen Feuerwehren, bis der Rest der Dry Bones auftaucht.«

»Aber die Roach Guards sind doch schon da! Spielt es wirklich eine Rolle, wer das Feuer löscht, solange Menschenleben gerettet werden?«

»Oh ja, das spielt eine große Rolle.«

Die Feuerwehrleute der Roach Guards kamen schnell voran, obwohl ihr Spritzenwagen sehr schwer war. Der Feuerschein be-

leuchtete die Knüppel, Ziegel, Keulen, Äxte und all die anderen improvisierten Waffen, die sie zusätzlich zu ihrer Feuerwehrausstattung bei sich trugen. Als sie Danny und Mugs entdeckten, die den Hydranten abschirmten, trennten sich einige der Roach Guards von den anderen und liefen kampfbereit auf die beiden zu.

Sophie ergriff Annas Arm. »Wir müssen verschwinden.«

Anna deutete mit dem Kopf zu der Straßenecke, um die sie gerade gebogen waren. »Keine Sorge. Unsere Jungs werden bald hier sein und helfen, das Feuer zu löschen.«

Als die ersten zwei Roach Guards den Hydranten erreichten und ihre Keulen schwangen, schlugen Danny und Mugs sie zurück.

Sophie stockte der Atem, ihr Körper war angespannt, ihr Verstand drängte sie, weiter zurückzuweichen. Aber ihre Füße verweigerten ihr den Gehorsam.

Sie hörte das laute Rufen von Männerstimmen, die Dry Bones waren ganz nah und rückten näher. Aber würden sie rechtzeitig eintreffen, um Danny und Mugs zu retten? Der Rest der irischen Straßenbande hatte die beiden inzwischen fast erreicht und würde sie mit Leichtigkeit überwältigen. Offensichtlich begriff Danny das auch. Er zog seinen Revolver, richtete ihn auf den Angreifer, der ihm am nächsten war, und drückte ab.

Ein Schrei durchschnitt die Luft. Wie eine Marionette, deren Fäden abgeschnitten wurden, sank der Roach Guard zu Boden.

Nur einen Moment später richtete Mugs seinen Revolver auf den zweiten Angreifer. Da er sah, was seinem Gefährten zustoßen war, versuchte der Angreifer zurückzuweichen. Er hob die Arme, um seinen Kopf zu schützen, aber es war zu spät. Der nächste Schuss durchschnitt die Luft. Die Beine des Mannes gaben unter ihm nach und er fiel zu Boden.

Entsetzte Schreie ertönten und die Zuschauer brachten sich panisch in Sicherheit. Vor den Schüssen hatten sie jetzt größere Angst als vor dem wütenden Feuer.

Trotz des ganzen Chaos konnte Sophie den Blick nicht von

dem klaffenden Loch im Kopf des jungen Mannes abwenden. Er war nicht älter als 16. Ein Junge noch, der jetzt tot war, und sein Blut floss auf die Straße. Sie merkte kaum, dass die Dry Bones um die Ecke stürmten, bis einer der Männer mit ihr zusammenstieß und sie fast zu Boden warf.

Innerhalb weniger Sekunden fielen die verfeindeten Banden mit Waffen und Fäusten übereinander her.

Danny stand auf der Tonne und verfolgte den Kampf wie ein König. In der einen Hand hielt er seinen rauchenden Revolver und in der anderen einen Knüppel. Ihm zu Füßen lagen die zwei regungslosen Roach Guards, auf denen die Kämpfenden jetzt achtlos herumtrampelten.

Sophie wurde speiübel. Sie wusste, dass Danny gern kämpfte, und hatte mit eigenen Augen gesehen, wie er mehrere Männer zusammengeschlagen hatte, weil sie ihn provoziert hatten. Aber einen Menschen töten? Sie hatte nicht glauben wollen, dass er so weit gehen würde, und sich eingeredet, dass die Dry Bones nicht so gewalttätig und brutal wären wie ihr Ruf. Aber wie konnte sie das noch länger leugnen?

»Mugs!«, rief Anna und wollte auf Mugs zulaufen, der neben der Tonne zu Boden gegangen war.

Als er Annas Stimme hörte, hob Mugs den Kopf. »Mir geht es gut, Baby«, rief er ihr zu, obwohl er aus der Nase blutete.

Noch mehr wütende Rufe und der unverkennbare Lärm von Polizeirasseln übertönten alles andere.

»Verschwindet von hier!«, befahl Danny Sophie und Anna.

Er sprang von seiner Tonne und versuchte, Mugs zu erreichen und ihm auf die Beine zu helfen.

Anna zögerte. Sie schaute den zwei Männern zu. Ihre gespannte Aufregung war jetzt einer lähmenden Angst gewichen.

Wieder warf Danny einen Blick in ihre Richtung. Als er sah, dass sie sich immer noch nicht vom Fleck gerührt hatten, rief er erneut: »Worauf wartet ihr noch? Lauft und lasst euch von den Lederhelmen nicht erwischen!«

Die vielen Menschen, die vom Schauplatz des Geschehens flohen, überrannten Sophie fast. Sie stolperte mehrmals, konnte sich aber auf den Beinen halten. Das Leuchten der hohen Flammen erhellte die Straße. Panik war in den Gesichtern der Menschen zu erkennen. Männer und Frauen wie sie, die auf keinen Fall am Ort des Verbrechens sein wollten, wenn die Polizei anrückte.

Sie ließ sich von der fliehenden Menge mittreiben und begann zu laufen, um der Polizei zu entkommen. Früher hätte eine Begegnung mit einem Polizisten zu einer Anklage wegen Landstreicherei geführt und sie wäre auf die Randall's Island im East River gebracht worden.

Aus der Ferne sah die mit Bäumen bewachsene Insel ganz nett, ja sogar einladend aus. Aber jeder kannte den Ruf der überfüllten Heime, die man auf dieser Insel eingerichtet hatte. Es gab Gerüchte, dass drei von vier Kindern aufgrund der unhygienischen Verhältnisse dort starben. Einige behaupteten sogar, dass Haustiere humaner behandelt würden als die Insassen des Armenhauses.

Sophie warf einen Blick hinter sich. Mehrere Polizisten hatten Danny und Mugs umringt. Sie waren an ihren Lederhelmen und Eichenrasseln, die Lärm erzeugten, aber auch als Waffe eingesetzt wurden, leicht zu erkennen.

»Schau dich nicht um«, sagte Anna atemlos. Sie packte Sophie am Arm und lief neben ihr her.

»Sollten wir nicht irgendetwas tun, um ihnen zu helfen?«, fragte Sophie.

»Wir helfen ihnen am meisten, wenn wir verschwinden.«

»Verschwinden? Warum?« Jemand rempelte Sophie an und sie stolperte. Nur Annas Griff verhinderte, dass sie zu Boden ging.

»Damit die Roach Guards uns nicht finden.«

»Warum sollten die Roach Guards uns finden wollen? Wir haben doch nichts getan.«

Anna stieß ein kaltes Lachen aus. »Wenn sie uns erwischen, benutzen sie uns als Druckmittel gegen Danny und Mugs. Damit

wollen sie sie zwingen zugestehen, dass sie ihre Männer getötet haben.«

Eine entsetzliche Angst befiel Sophie und sie beschleunigte ihre Schritte. Sie konnte vielleicht nicht viel, aber im Weglaufen war sie schon immer gut gewesen.

Kapitel 2

»Euch bleibt keine andere Wahl«, sagte Mollie in einem besorgten Flüsterton. »Ihr müsst die Stadt verlassen.«

Sophie spähte durch den Spalt zwischen den dünnen Vorhängen auf die Straße hinunter. Die Morgendämmerung war noch nicht zu den hohen Wohnkasernen vorgedrungen und die Schatten der Nacht hingen noch über der Stadt. Aufgrund der frisch gewaschenen Wäsche, die in dem schmalen Korridor zwischen den Gebäuden hing, konnte sie auf der Straße unter sich niemanden sehen. Aber das bedeutete nicht, dass die Bandenmitglieder der Roach Guards vorhatten, sie in Ruhe zu lassen.

»Reicht es denn nicht, wenn wir uns ein paar Tage hier verstecken?« Annas Flüstern war ebenfalls angespannt.

»Oh, nein, Anna. Ihr seid in der Stadt nirgendwo sicher.« Mollie war vor einer halben Stunde nach Hause gekommen und lehnte sich an die Tür. Das aufreizende Kleid, das sie am frühen Abend angezogen hatte, hing verknittert an ihr herunter. Ihre hübschen Locken fielen jetzt glatt und leblos nach unten, das Make-up auf ihren Lippen und Wangen war verwischt.

Falls sie auch nur einen Hauch von Glanz ausgestrahlt hatte, als sie am frühen Abend die Wohnung verlassen hatte, war dieser längst verblasst. Jetzt hatte Mollie dunkle Ringe um die Augen. Aus ihrem Gesicht sprach eine tiefe Leere, als gäbe sie jede Nacht ein Stück von sich weg. Wenn es so weiterging, hatte sie irgendwann nichts mehr, das sie geben konnte.

Prostituierte, die Nacht für Nacht ihren Körper verkauften, zahlten dafür einen hohen Preis. Das hatte Sophie schon oft gesehen. Viele begannen zu trinken, um ihre Schuldgefühle zu erstickten. Einige wurden von ihren Freiern geschlagen und gequält. Andere steckten sich mit Krankheiten an. Nur sehr wenige dieser

Frauen konnten sich über einen längeren Zeitraum ihre Frische und Schönheit bewahren. Mollie war da keine Ausnahme.

»Vielleicht suchen euch die Roach Guards im Moment noch nicht«, sprach Mollie in einem leisen Flüsterton weiter, um die Kinder nicht zu wecken, die nebenan schliefen. »Aber wenn ihnen erst einmal bewusst wird, dass ihr beide dort wart, werden sie versuchen, euch zu finden. Und dann werden sie euch dazu bringen wollen, gegen Danny und Mugs auszusagen.«

»Das würden wir nie machen!«, erklärte Anna vehement. Sie saß auf dem einzigen Küchenstuhl in der Wohnung, der vor einer Tonne stand, die sie als Tisch benutzten. Das Flackern eines Kerzenstumpfes zeigte die Angst in Annas Augen.

»Sie würden eine Möglichkeit finden, dich dazu zu zwingen«, entgegnete Mollie. »Sie werden euch beschuldigen, Komplizen bei dem Mord gewesen zu sein, und versuchen, euch ins Gefängnis zu bringen. Oder sie drohen, einem Menschen, den ihr liebt, etwas anzutun, wenn ihr nicht tut, was sie sagen.«

Sophie trat zitternd vom Fenster weg und legte die Arme um sich. Die Luft in der Wohnung roch nach angebranntem Fisch und Kohl. Der kommende Tag versprach auch wieder feucht und schwül zu werden, aber um Sophies Herz legte sich eine eisige Kälte und ließ ihr Blut erkalten.

Und wenn die Roach Guards beschlossen, Olivia und Nicholas etwas anzutun, um Sophie zu einer Aussage gegen Danny und Mugs zu zwingen? Sophie hatte nach den Kindern gesehen, sobald sie in die Wohnung zurückgekommen waren. Sie schliefen zusammengerollt auf einer Decke auf dem Boden, genauso wie sie sie vor Stunden zurückgelassen hatte, nachdem sie sie zugeeckt und ihnen eine Gutenachtgeschichte erzählt hatte.

Sie begriff, dass sie die Kinder erneut in Gefahr gebracht hatte. Sie musste etwas unternehmen. »Ich verschwinde«, sagte sie und stieg über die Sachen, die auf dem Fußboden herumlagen: Kleidungsstücke, Schuhe, Geschirr und Spielsachen. Eine der anderen Frauen, die bei Mollie wohnten, schlief bereits auf dem

durchgesehenen Sofa, nachdem sie vor über einer Stunde betrunken in die Wohnung getorkelt und so, wie sie war, aufs Sofa gesunken war. Seitdem hatte sie sich nicht wieder gerührt.

»Wohin willst du gehen?« fragte Anna.

Sophie zuckte die Achseln. »Ich werde schon einen Platz finden. Ich finde immer etwas.«

»Aber wo?«

Sophie entdeckte ihre Tasche unter dem Sofa und ging auf die Knie, um sie hervorzuziehen. »Vielleicht gehe ich dieses Mal in Richtung Süden nach Philadelphia.« In Boston und New York hatte sie schon alle Heime durchgemacht. Dort konnte sie sich nicht mehr blicken lassen. Vielleicht könnte sie jetzt in Philadelphia auf Kosten von wohltätigen Organisationen leben.

»Du weißt, dass du mit Olivia und Nicholas nicht mehr in den Heimen wohnen kannst«, flüsterte Anna. »Schließlich bist du kein Kind mehr, und das sieht man auch.«

»Ich werde mir eine Arbeit suchen.«

»Dann komme ich mit.«

»Meinetwegen.« Sophie zog die ausgebeulte Tasche unter dem Sofa hervor. Sie konnte sich nicht erinnern, dass sie in den letzten zwei Jahren ihre Tasche ausgepackt hätte. Denn nirgendwo war sie lange genug geblieben. Außerdem fühlte sie sich sicherer, wenn sie schnell aufbrechen könnte, falls das nötig sein sollte. Wie jetzt.

»Philadelphia ist nicht weit genug weg«, warf Mollie ein. »Ihr müsst in eine Stadt, in der euch die Roach Guards bestimmt nicht suchen. Irgendwohin, wo zwei hübsche junge Frauen mit zwei Kleinkindern nicht auffallen.«

»Ich habe kein Geld, um weiter wegzugehen«, erwiderte Sophie. Genau genommen hatte sie kein Geld, um irgendwohin zu gehen. Aber sie hatte gelernt, sich auf Dampfschiffe zu schleichen und sich als blinder Passagier unter Deck zwischen der Ladung und den Maschinen zu verstecken. Sie war nicht stolz darauf, aber das war nur eine von vielen Sünden, die sie begangen hatte,

seit sie von ihrer Familie weggelaufen war. Welche Rolle spielte es schon, wenn sie die lange Liste noch um eine weitere Sünde verlängerte?

»Fahrt mit dem Zug nach Westen«, schlug Mollie vor. »Ich habe gehört, dass es in Michigan, Illinois und Indiana viele Arbeitsplätze für Frauen gibt.«

Ein Gefühl der Verbitterung regte sich in Sophie. Mollies Worte erinnerten sie daran, warum sie überhaupt erst in diese Breddouille geraten war: Ihre älteste Schwester, Elise, hatte entschieden, einen dieser zahlreichen Arbeitsplätze für Frauen im Westen anzunehmen. Sie hatten sich in der Missionsstation in der Siebten Straße wohlfühlt. Dort hatten sie ein Dach über dem Kopf gehabt und warme Mahlzeiten bekommen und sie waren zusammen gewesen.

Zugegeben, Elise hatte ihre Stelle als Näherin verloren, als viele Geschäfte hatten schließen müssen. Trotzdem hätte Miss Pendleton, die Betreiberin der Missionsstation, sie nicht auf die Straße gesetzt. Wenn Elise sie darum gebeten hätte, hätte Miss Pendleton sie bestimmt in der Missionsstation bleiben lassen. Denn selbst als Elise in den Westen gegangen war, hatte Miss Pendleton Sophie und Marianne erlaubt, weiterhin im Haus zu wohnen, obwohl die Missionsstation gezwungen gewesen war, ihre Türen zu schließen.

Aber Elise war zu stolz gewesen. Ihr war es wichtiger gewesen, ein neues Leben anzufangen, als bei ihren Schwestern zu bleiben. Sie hatte sie im Stich gelassen. Obwohl sie versprochen hatte, das Geld, das sie verdiente, zu sparen und sie nachkommen zu lassen, hatte sie das nicht gemacht.

»Was hältst du davon, Sophie?«, fragte Anna. »Willst du in den Westen gehen?«

»In einem Zug kann man sich ja kaum verstecken.« Ein einziges Mal nur hatte Sophie versucht, sich mit Olivia und Nicholas in einem Gepäckwagen zu verstecken. Doch sie wäre beinahe von einem Zugbegleiter erwischt worden und hatte gerade noch

entkommen können. Seitdem blieb sie lieber bei Dampfschiffen. »Fahrkarten für Olivia, Nicholas und mich würden mehr kosten, als ich in einem ganzen Jahr verdienen kann.«

Die drei Frauen schwiegen einen Moment. So früh am Morgen war es in der Mietskaserne so still, dass es fast unheimlich war. Die Geräusche der Nacht waren verstummt und das normale, hektische Chaos des Tages hatte noch nicht eingesetzt.

»Vielleicht braucht ihr euch ja gar nicht im Zug zu verstecken oder die Fahrkarten zu zahlen«, sagte Mollie und schob sich jetzt endlich von der Tür weg. »Vielleicht gibt es auch eine andere Möglichkeit.«

»Welche denn?«, fragten Anna und Sophie wie aus einem Munde, obwohl in Sophies Frage mehr Hohn mitschwang als in Annas.

»Mitarbeiter der *Children's Aid Society* waren gestern hier in der Straße und haben sich nach Waisenkindern umgesehen. Sie haben gesagt, dass in zwei Tagen eine Gruppe nach Illinois aufbricht.«

Sophie schüttelte heftig den Kopf. Sie und Marianne waren aus der Missionsstation in der Siebten Straße weggelaufen, als Marianne gehört hatte, wie Miss Pendleton davon gesprochen hatte, sie voneinander zu trennen und Olivia und Nicholas der Fürsorge der *Children's Aid Society* zu übergeben. Sie waren in die winzige Kellerwohnung der Familie Weiß geflohen. Marianne war in Reinhold Weiß verliebt gewesen und hatte behauptet, sie wäre von ihm schwanger, damit Mrs Weiß und Tante Brunhilde sie bei sich aufgenommen hätten. Tante Brunhilde hatte sie von Anfang an nicht gemocht und hatte ihnen das Leben schwer gemacht, da Reinhold auch in den Westen gegangen war, um dort Arbeit zu finden, und ihnen nicht hatte helfen können.

Dann war jener furchtbare Tag gekommen: Sophie war von der Schule nach Hause gekommen und hatte erfahren, dass Tante Brunhilde Olivia und Nicholas zum Bahnhof gebracht hatte, damit sie zusammen mit einer Gruppe Waisenkinder von der *Children's Aid Society* in den Westen gebracht werden würden.

Sophie war in Panik geraten und hatte beschlossen, zusammen mit Olivia und Nicholas in den Westen zu gehen. Sie hatte das Gefühl gehabt, für ihre Schwestern nur eine Last zu sein, zuerst für Elise und dann für Marianne. Sie hatte sich gesagt, dass es ihnen nichts ausmachen würde, wenn sie wegging. Dann hätten sie eine Sorge weniger und bräuchten sich nicht mehr den Kopf darüber zu zerbrechen, wie sie sie versorgen sollten. Sie könnten sich auf ihr eigenes Leben konzentrieren, sich eine Arbeit suchen und einen guten Mann finden. Sie war ja doch nur ein Klotz am Bein.

Sie hatte ihre Entscheidung getroffen, aber Marianne kein Wort davon verraten, und Mrs Weiß oder Tante Brunhilde hatte sie ganz gewiss nicht erklärt, was sie vorhatte, sondern sie war einfach gegangen.

Als sie am Bahnhof angekommen war und sich nach dem Zug erkundigt hatte, der an jenem Tag mit den Waisenkindern abgefahren war, hatte sie zu ihrer Überraschung erfahren, dass sich die Abfahrt aufgrund von technischen Problemen bei der Lokomotive um einen Tag verzögerte und dass die Waisenkinder über Nacht zum Gebäude der *Children's Aid Society* zurückgebracht worden waren.

Sophie hatte gewartet, bis es dunkel geworden war und alle eingeschlafen waren, bevor sie ins Gebäude der Gesellschaft eingebrochen war und Olivia und Nicholas gesucht hatte. Sie hatte die beiden heimlich aus dem Haus geholt und sich am nächsten Tag mit ihnen auf einem Dampfer versteckt, der sie nach Boston gebracht hatte.

Jetzt konnte sie sich nicht vorstellen, zur *Children's Aid Society* zurückzukehren. Selbst wenn sich nach zwei Jahren niemand mehr an Olivia und Nicholas erinnerte, waren die Verzweiflung und die Angst, als sie die beiden fast verloren hätte, immer noch sehr lebendig.

»Nein. Auf keinen Fall!«, erwiderte Sophie. »Ich will mit der *Children's Aid Society* nichts zu tun haben. Und ich werde Olivia und Nicholas nicht wegschicken und ...«

»Du und Anna würdet mit ihnen fahren«, fiel ihr Mollie ins Wort. »Schließt euch der Gruppe an. Auf diese Weise kommt ihr kostenlos in den Westen. Wenn ihr in Chicago seid, könnt ihr einfach aussteigen und tun, was ihr wollt. Dort könnt ihr untertauchen.«

Sophies Protest verstummte. Mollies Plan klang so perfekt und so einfach, dass er vielleicht tatsächlich gelingen könnte.

Die Erschöpfung in Mollies Gesicht verschwand ein wenig, und ihre Aufregung wuchs. »Die Kindergruppe könnte doch das ideale Versteck vor den Roach Guards sein. Sie würden nie auf die Idee kommen, euch unter den Waisenkindern zu suchen.«

»Aber sind Sophie und ich nicht zu alt für diese Gruppe?«, fragte Anna. »Die meisten Kinder sind bestimmt noch ganz klein, oder?«

»Nein. Der Mitarbeiter, der gestern hier war, hat gesagt, dass sie Kinder bis zu 16 Jahren mitnehmen und dass viele Familien im Westen lieber ältere Kinder wollen, weil sie mehr arbeiten können.«

»Wir könnten doch als 16-Jährige durchgehen, oder?«, fragte Anna.

»Vielleicht«, erwiderte Mollie und betrachtete ihre Schwester im allmählich heller werdenden Dämmerlicht. »Einen Versuch ist es jedenfalls wert. Es ist auf jeden Fall besser, als wenn ihr hierbleibt und so endet wie ich.«

Auch wenn Mollie jeden Morgen erschöpft nach Hause kam, hatte die junge Frau immer von ihrer Arbeit als Prostituierte geschwärmt und ihre Unabhängigkeit und ihre Freiheit von den Beschränkungen der Gesellschaft gelobt. Sie ging immer gut gelaunt zur Arbeit und tat so, als sei sie genauso glamourös wie ihre glitzernden Kleider. Sie hatte sogar damit geprahlt, dass sie mehr verdiene als eine Näherin oder eine Fabrikarbeiterin.

War das alles nur gespielt gewesen? Ein Versuch, ihre Entscheidung zu rechtfertigen? Eine schwache Verschleierung der harten Realität als Prostituierte?

»Ich dachte immer, du magst deine Arbeit. Aber in Wirklichkeit gefällt sie dir gar nicht, oder?«, sprach Anna die Frage laut aus, die Sophie im Stillen beschäftigte.

Mollie warf einen Blick zur Tür, hinter der sich das winzige Zimmer befand, in dem ihre einjährige Tochter, Jo, zusammen mit den anderen Kindern schlief. »Mir bleibt nichts anderes übrig. Das ist die einzige Möglichkeit, um genug Geld für Jo und mich zu verdienen. Ich muss aus der Situation das Beste machen und darf mich davon nicht fertigmachen lassen.«

»Das tut mir leid, Mollie.« Anna trat zu ihrer Schwester und nahm sie in die Arme. »Ich wusste nicht, dass es dir nicht gut geht. Du bist immer so glücklich ...«

Sophie konnte den Blick nicht von den zwei Schwestern losreißen. Obwohl Mollie nur zwei Jahre von Anna trennten, sah sie wesentlich älter aus. Wie jedes Mal, wenn sie die herzliche Beziehung der beiden Schwestern beobachtete, machte sich ein tiefer Schmerz in ihrer Brust breit. Sie versuchte immer, diesen Schmerz zu ignorieren und ihn nach Möglichkeit ganz zu verdrängen, aber jetzt kehrte er mit voller Wucht zurück, begleitet von einer starken Sehnsucht nach ihren Schwestern. Sie vermiss-te die beiden, obwohl sie das nicht wollte. Sie wünschte sich so sehr, von ihnen in den Arm genommen zu werden. Wie früher.

Ihre Augen wurden feucht. Was machten Elise und Marianne jetzt? Wo waren sie? War Marianne inzwischen zu Elise in den Westen gezogen? Waren sie beide in Sicherheit? Waren sie glücklich?

Sophie blinzelte kräftig, um ihre Tränen zu verdrängen. Natürlich waren sie glücklich. Auch ohne sie. Sie war in den letzten Monaten, die sie miteinander verbracht hatten, schwierig, eigensinnig, aufmüpfig und wütend gewesen. Anders als Anna hatte sie ihre älteren Schwestern nicht unterstützt. Im Gegenteil, sie hatte es Elise und Marianne richtig schwer gemacht, sich um sie zu kümmern.

Sie wusste, dass sie sich Sorgen gemacht hatten, als Sophie ver-

schwunden war. Wahrscheinlich hatten sie alles dafür getan, sie zu finden. Aber als sie begriffen hatten, dass sie endgültig fort war, waren sie bestimmt zu dem Schluss gekommen, dass ihr Leben ohne sie viel leichter war.

In den schlimmsten Momenten, in denen sie gehungert und gefroren hatte, hatte sie mit dem Gedanken gespielt, ihre Schwestern ausfindig zu machen. Es wenigstens zu versuchen. Sie hatte sogar überlegt, in die Missionsstation in der Siebten Straße zurückzukehren und Miss Pendleton um Hilfe zu bitten. Aber irgendwie hatte sich Sophie nie ganz zu diesem Schritt durchringen können.

Zuerst hatte sie gezögert, weil sie befürchtet hatte, man würde ihr Olivia und Nicholas wieder wegnehmen. Aber jetzt war sie stärker und würde das nicht zulassen. Sie wollte ihre Schwestern nicht sehen, weil sie sich schämte und weil sie sich ein wenig davor fürchtete, was sie über sie denken würden. Schließlich hatte sie ihr Leben in den Sand gesetzt.

Nein, ohne die beiden war sie besser dran. Sie würde eine Möglichkeit finden, sich durchs Leben zu schlagen. Sie wusste sich zu helfen, und sie konnte alles schaffen, was sie sich vornahm.

»Sophie?«, kam eine leise, verschlafene Stimme von der Schlafzimmertür. Olivia stand im Nachthemd im Türrahmen. Ihr langes braunes Haar hatte sich wie so oft aus ihrem Zopf gelöst, da ihre Haare dünn und seidig waren. »Was ist los?«

»Nichts, Liebes.« Sophie wollte Olivia wegen der Gefahr, in der sie sich befanden, nicht beunruhigen.

Olivias Blick fiel auf die Tasche, die vor Sophie lag. »Warum gehen wir dann weg?«

Sophies Verstand arbeitete auf Hochtouren. Sie musste für das Kind eine plausible Erklärung finden, warum sie schon wieder weiterzogen. In letzter Zeit hatte Olivia jedes Mal, wenn Sophie ihre Tasche herausgeholt hatte, zu weinen begonnen. Sophie warf Anna einen Hilfe suchenden Blick zu. Was sollten sie den Kindern sagen?